



Im Interview: Oliver Vitouch, Präsident der Österreichischen Universitätenkonferenz (Uniko)

„Wir wollen Volvos, keine Lamborghini“

Warum ein System, das nicht nur auf Eliten setzt, dem Arbeitsmarkt viele flexible Arbeitskräfte liefert und Gründungen begünstigt, erklärt **Uniko-Präsident Oliver Vitouch**.

WirtschaftsBlatt: Herr Präsident, kann ein Absolvent einer österreichischen Universität heute noch stolz auf seine Alma Mater sein?

Oliver Vitouch: Das Bewusstsein der besonderen Zugehörigkeit zu einer Universität ist etwas, was im angelsächsischen Raum sehr ausgeprägt ist. Das ist nicht sehr verwunderlich: Wenn es schon eine besondere Leistung war, von dieser einen Universität aufgenommen zu werden, dann ist auch die Identifikation eine besonders hohe. Tatsächlich müssen **österreichische Universitäten** stärker als früher daran arbeiten, eine deutlich stärkere Bindung mit ihren Alumni herzustellen. Dass man nicht nur für Tierschutz und Kirche spenden kann, ist in Österreich noch nicht ganz angekommen. Daran arbeiten wir.

Also ein Grund, stolz zu sein...

Dass die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der **Universitäten** gestiegen ist, sehen Sie an den Drittmittel- und Publikationserfolgen. Andererseits können wir aus gesetzlichen und Finanzierungsgründen nicht mit den gleichen Spielbedingungen arbeiten wie das in der Schweiz oder Bayern der Fall ist. Das sieht man letztlich auch – bei aller berechtigten Kritik an Universitätsrankings – an den bescheidenen Platzierungen der heimischen Unis. Wir sind zwar gut im Hundert-Meter-Sprint und im Marathon, aber mit Betonpatscherln an den Füßen können wir es nicht schaffen.

Warum können Hochschulen in den USA derart reüssieren?

Die Systeme der US-Universitäten haben die Besonderheit, dass sie elitär pyramidal zugezupft sind. Es gibt eine Leistungselite-Spitze und einen relativ breiten Sektor darunter. Österreichische und auch deutsche Universitäten sind aber gut damit gefahren, ein nicht so elitäres Niveau für eine größere Zahl von Personen zu ermöglichen. Der klassische Diplomingenieur war immer ein besonders begehrt, ein besonders reputierlicher und wohl auch in den meisten Fällen ein besonders qualitätsvoller Abschluss. Der Anspruch österreichischer Universitäten ist – ohne Menschen mit Autos vergleichen zu wollen – das Hervorbringen von Volvos, während die US-Universitäten Stanford, UCLA und Harvard Lamborghini schaffen wollen. Es ist zwar fein, gelegentlich für den passenden Zweck einen Lamborghini zu haben, aber wir sind mit den Volvos im Sinn einer funktionalen und effizienten Mitteleinsetzung ganz gut unterwegs.

Begreifen Sie die Universitätsausbildung als Berufsausbildung?



Oliver Vitouch: „Es ist eine herbe Enttäuschung, dass der Finanzrahmen nur Anpassungen im zweistelligen Millionenbereich vorsieht.“



Dass man in Österreich nicht nur für den Tierschutz und die Kirche, sondern auch für Universitäten spenden kann, ist noch nicht ganz angekommen.

Gesetzlich betrachtet handelt es sich um Berufsvorbildung auf wissenschaftlicher Grundlage. Das ist aber nicht nur das Heranbilden des wissenschaftlichen Nachwuchses. Bei Fächern wie Medizin oder Rechtswissenschaften sind stärkere Berufsausbildungsaspekte dabei. Gleichzeitig bilden die Universitäten für die Praxis von morgen aus. In der Regel stellt man an die Absolventen eines Universitätsstudiums den Anspruch, dass sie flexibler sind, sich besser auf die Anforderungen einer künftigen Arbeitswelt einstellen können und dass die mitgegebenen Kompetenzen weniger rasch veralten als bei anderen Abschlüssen. Selbst wenn es nicht in allen Fällen gelingt, unmittelbar nach dem Studium eine entsprechend

gut bezahlte Anstellung zu erlangen, wie man das für einen Akademikerberuf erwarten würde, ist der Anspruch, dass die Halbwertszeit der erworbenen Kompetenzen eine längere ist. Gleichzeitig gibt man den Leuten das Rüstzeug in die Hand, lebenslang ihre Kompetenzen auszuweiten.

Aber auch bei Hochschulabsolventen boomen die prekären Beschäftigungsverhältnisse.

Das ist eine Arbeitsmarktentwicklung insgesamt. Die Problematik verschiebt sich gleichmäßig nach oben – es ist nicht so, dass Universitätsabsolventen plötzlich ins Hintertreffen geraten. Aber auch mit einem Abschluss ist es nicht mehr so selbstverständlich und sicher wie früher, dass man in absehbarer Zeit einen guten und sicheren Job findet.

Inwieweit sind Fachhochschulen (FH, Anm.) Mitbewerber in der Gunst?

Die Fachhochschulen sind unsere Mitbewerber, obwohl sie zugleich unsere Partner sind. Es ist dort stärker eine tatsächliche Ausbildung und in jeder Hinsicht kurzfristiger und unmittelbarer ausgelegt. Das hat den Vorteil, dass das Studium hinsichtlich seiner Dauer und Inhalte planbarer

ist und der unmittelbare Bezug zu konkreten Berufsfeldern ein höherer ist. Der Nachteil – ich nenne es die Fachhochschulfalle – ist, dass unter Umständen dieses Wissen relativ rasch wieder veraltet. Eben weil es so berufsbildbezogen ist, dass die Frage ist, ob es das Berufsbild zehn Jahre später überhaupt noch gibt.

Wodurch unterscheiden sich Universitäten und FH noch?

FH haben in Österreich spezielle Wettbewerbsbedingungen. Sie suchen sich ihre Studierenden nach Qualifikation und Kapazität aus. Obendrein heben sie Studiengebühren ein und haben eine strikt kapazitätsbedingte Finanzierung – bei manchen FH nicht nur durch den Bund, sondern zusätzlich durch Land oder Standortgemeinden. Diese Bedingungen zwischen Unis und FH müsste man vom Kopf auf die Füße stellen. Wenn wir etwas bessere Studienbedingungen garantieren könnten, dann wäre auch bei einem Uni-Studium die Regelstudienzeit oder Normalstudienzeit eine, die man in den meisten Fällen gewährleisten könnte. Es ist ein Symptom der zahlenmäßigen Überlastung, dass die Studiendauer zum Teil so unplanbar ist und ein weiteres Argument, das den FH



Es gibt genug Start-up-Gründer, bei denen das Studium das Rüstzeug war, um das, was sie unternehmerisch anstreben, umsetzen zu können.

in die Hände spielt. Aber keines, das so sein müsste.

PPP-Studienrichtungsabsolventen haben es auf dem Arbeitsmarkt schwer...

Das sind zwei Seiten einer Medaille. Einerseits möchten weitaus mehr Leute diese Fächer studieren als kapazitätsmäßig möglich ist. Auf der anderen Seite ist offensichtlich, dass nicht ein Großteil der Bevölkerung als Psychologe, Pädagoge oder Philosoph lukrativ berufstätig werden wird. Dieses Doppelgefüge reguliert sich nicht von selbst.

Ist die Wissenschaftsmilliarde noch ein Thema?

Im Einklang mit dem Rat für Forschung und Technologieentwicklung haben wir formuliert, was der Budgetbedarf für die Leistungsperiode 2019 bis 2021 wäre. Als Mindestforderung, sind das 500 Millionen € jährlich. Damit werden wir zwar nicht das Zwei-Prozent-BIP-Ziel für den tertiären Sektor 2020 erreichen, aber es ginge zumindest ansatzweise in die Richtung. Die herbe Enttäuschung war aber, dass die vorgenommene Anpassung im Bundesfinanzrahmen 2017 bis 2020 nicht der Rede wert ist: Da geht es um einen zweistelligen Millionen-€-Bereich.

Viele Start-up-Gründer sind stolz darauf, keine Universität besucht zu haben...

Es ist sicherlich für manche Start-up-Gründer charakteristisch, dass es sie nicht lang an einer Universität gehalten hat. Es gibt aber auch genügend andere, bei denen das Universitätsstudium das Rüstzeug dafür war, das, was sie im unternehmerischen Bereich angestrebt haben, auch tatsächlich umsetzen zu können.

ISABELL WIDEK
isabell.widek@wirtschaftsblatt.at

Zur Person

Oliver Vitouch

Präsident der **Österreichischen Universitätenkonferenz**

■ **Der Psychologe** und Kognitionswissenschaftler ist seit 2002 Uniprofessor, seit 2012 Rektor der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Diesen Monat folgte der 45-Jährige der nunmehrigen Bildungsministerin Sonja Hammerschmid als Präsident der **Österreichischen Universitätenkonferenz**, dem Zusammenschluss aller heimischen öffentlichen Universitäten.